

Parallelen.

Die Griechen und Römer.

Eine historische Parallele, von Professor Schulze.

Unter den Völkern der alten Welt sind die Griechen und Römer für uns von der größten Wichtigkeit. Durch keine Nation sind in dem gesellschaftlichen Zustande der Menschen so viele und dauernde Veränderungen bewirkt worden, als durch die Griechen und Römer. Sie waren die Lehrer ihrer Mitwelt, und sind dieses auch für die Nachwelt geblieben; ihre Schriften werden noch mit Nutzen und Vergnügen gelesen, ihre Kunstwerke erregen noch unsere Bewunderung und Nachahmung, und ihre Verfassungen und Gesetze dienen noch jetzt manchen unserer Staaten zum Vorbild.

So ähnlich aber beyde Völker, von dieser Seite betrachtet, erscheinen, so unähnlich sind sie, wenn man sie selbst mit einander vergleicht. Anders ist das Wesen der griechischen, anders das Wesen der römischen Geschichte; einen andern Geist athmet die Cultur der Griechen, einen andern die Cultur der Römer; anders lebte, dachte man in Hellas, anders in Rom. Am besten können wir uns hiervon überzeugen, wenn wir beyde Völker einander gegenüber stellen, und eine Parallele zwischen der Cultur und dem Charakter beyder Nationen ziehen.

Ich weiß es sehr wohl, daß vieles gegen dergleichen Parallelen gesagt wird, wenn man behauptet, daß sie der historischen Treue Abbruch thun; aber ich glaube auch, daß dieser

Worwurf nur das Fehlerhafte bey'm Gebrauch der Parallelen trifft. Sobald man nämlich nicht von Voraussetzungen ausgeht, die man dann auf die in Parallele gestellten Gegenstände überträgt, sondern nur gültige Resultate eines sorgfältigen Geschichtsstudiums zusammen reiht; sobald man ferner nicht bloß Ähnlichkeiten zwischen den bemerkten Gegenständen aufsucht, sondern auch die Unähnlichkeiten mit gleicher Wahrheitsliebe angibt — sobald können auch historische Parallelen von großem Nutzen seyn, indem sie nicht nur vor Einseitigkeit im Urtheil bewahren, sondern auch die Eigenthümlichkeiten der Personen, Völker und Begebenheiten, die man zusammen stellt, weit anschaulicher machen, als es sonst geschehen kann.

Nach diesen Grundsätzen und Überzeugungen ist der folgende Aufsatz entworfen, den ich hiermit der Prüfung unserer Geschichtsforscher übergebe. Ich schmeichle mir nicht, für den Kenner etwas Neues gesagt zu haben; aber lieb wird es mir seyn, wenn man diese Arbeit als einen Beytrag zur nähern Charakteristik der Griechen und Römer betrachtet.

2. Parallele zwischen der Geschichte der Griechen und Römer.

Blicken wir zuerst auf das Eigenthümliche der Geschichte der Griechen und Römer, so finden wir schon hier viel Ähnliches und Unähnliches bey einander; wir mögen nun auf die Beschaffenheit oder die Darstellungsart der Geschichte beyder Nationen Rücksicht nehmen.

Zuerst fällt es jedem in die Augen, daß die Geschichte der Römer mehr historische Einheit als die Geschichte der Griechen hat. Die Römer machten ein Volk aus; ihre Geschichte ist gewisser Maßen bis zu den Zeiten der Kaiser nur die Geschichte einer Stadt. Rom ist der Mittelpunkt, von dem jede Wirkung ausgeht, und man kann wohl mit Herder behaupten, „daß das Schicksal so vieler und gebildeter Völker nie länger und mächtiger an eine Stadt gebunden gewesen sey, als un-

ter der römischen Welt Herrschaft." — Ganz anders ist es bey den Griechen. Die Griechen machten nie ein einziges Volk aus; ihre Nation bestand aus verschiedenen Völkerschaften, und nur die Versammlungen des Amphiktyonen = Gerichts, nur die periodische Feyer der olympischen, nemäischen, isthmischen und pythischen Spiele, nur das gemeinschaftliche Orakel zu Delphi, nur die Zeiten der allgemeinen Gefahr (wie das in den persischen Kriegen der Fall war) — konnten einiger Maßen die hellenischen Stämme vereinigen. — Aber so wenig, wie bey der deutschen Geschichte, gibt es auch bey der griechischen einen bleibenden Punct, wohin alles zurück geführt werden könnte. Es gehört daher weit mehr historische Kunst dazu, die Geschichte Griechenlands auf eine leicht faßliche und angenehme Art zu erzählen, als zur Darstellung der römischen Geschichte erfordert wird. Hier gibt der Gang der Geschichte dem Erzähler ungesucht den Faden an die Hand, an dem er seine Erzählung fortspinnen kann; dort muß er sich selbst einen solchen Faden suchen, muß bey sich überlegen, ob er die Geschichte der einzelnen Staaten ethnographisch darstellen, oder synchronistisch verflechten will. Das Erstere würde das Leichtere seyn, würde nur dadurch dem Überblick des Ganzen nicht Abbruch gethan, und wäre nur die Geschichte aller einzelnen hellenischen Staaten so interessant und umständlich beschrieben, wie dieß in Rücksicht Sparta's und Athen's der Fall ist. Es bleibt also nur das Letztere übrig, und der Geschichtschreiber muß die Geschichte der kleineren Staaten an die Geschichte der Hauptstaaten anreihen, und diese wieder so ordnen, wie sie nach einander an der Spitze der übrigen standen. Und so wird die Geschichte Griechenlands eigentlich nur die Geschichte der Hegemonie, wie diese wechselweise von Athen, Sparta und Theben behauptet wurde.

Eine zweyte Bemerkung, die wir in Rücksicht auf die Geschichte beyder Nationen zu machen haben, betrifft das Wesentliche in der Darstellung derselben. — Rom war eine große, militärische Republik; der Geist, der die Bürger dieser Republik belebte, war Kriegs- und Eroberungssucht.

Durch den Krieg wußten sie sich zuerst das Primat über die benachbarten Städte zu verschaffen, dann die Herrschaft über ganz Italien, dann die Unterdrückung ihrer Nebenbuhler, und endlich die zahlreichen Eroberungen, durch die sie die ganze damals cultivirte Welt umfaßten. Durch den Krieg wurden sie also groß; ihm verdankten sie ihre Macht, ihr Ansehen, ihre Reichthümer, ihre Erfahrungen, und zuletzt ihre nähere Bekanntschaft mit den Wissenschaften. Liegt es nun einem Geschichtschreiber ob, zu zeigen, wie ein Volk das wurde, was es war: so sieht man leicht, daß beym Vortrag der römischen Geschichte vorzüglich ihre Kriege und Eroberungen berücksichtigt, und insbesondere gezeigt werden müsse, wie es kam, daß die Römer so mächtig wurden. Ihre Kriege und allmähliche Vergrößerung, sammt allem, was dazu diente, also ihre Staatsverfassung und Politik, ihre Beförderungsmittel des kriegerischen Geistes, die Art, wie sie die Religion mit ihren Staatsangelegenheiten verwebt hatten, die Lage und Beschaffenheit ihrer Nachbarn und aller andern Völker, die sich unter ihr Joch beugen mußten — dieß alles genau zu schildern, muß der vorzügliche Zweck dessen seyn, der eine pragmatische Geschichte der Römer liefern will.

Ganz anders ist es bey der Geschichte der Griechen. Zwar haben sie auch viele Kriege geführt, manche Eroberungen gemacht, und zahlreiche Colonien nach allen Weltgegenden hin gegründet: aber dennoch machen ihre Kriege und Eroberungen nur Nebensache bey ihrer Geschichte aus. Die Künste und Wissenschaften, die in ihrem Schooße aufblühten, die Fortschritte, die sie in beyden machten, der hohe Grad von ästhetischer und intellectueller Bildung, zu dem sie sich empor schwangen — dieses alles näher kennen zu lernen, ist Hauptsache bey dem Studium ihrer Geschichte. Ihre Kriege gegen einander — anfangs nur gegenseitige Befehdungen zur Erwerbung oder Sicherung fester Wohnplätze, waren in der Folge die Wirkung stolzer Herrschsucht, oder ehrgeiziger Eifersucht; und gern wendet sich das Auge des Menschenfreundes von diesen unedlen Leidenschaften der Griechen hinweg (wiewohl hier

viele edle Kräfte in Bewegung gesetzt, und manche herrliche Äußerungen eines wahren Heroismus und Patriotismus erzeugt wurden), um desto länger bey der schönern Seite der Griechen zu verweilen, sie desto näher als Lehrer ihrer Mitwelt und der Nachwelt kennen zu lernen. Ihre Kriege mit fremden Völkern, mit den Persern, Macedoniern und Römern, waren — denjenigen vielleicht ausgenommen, den Agesilaus in Kleinasien führte, meistens nur defensive Kriege; den der Umsturz des persischen Thrones, den sie wohl wankend gemacht hatten, war mehr das Werk der Macedonier als der Hellenen, und nie würden ihre Kräfte zugereicht haben, um den Koloss aufrecht zu erhalten, den Alexanders Genie und siegreiche Heere aufgethürmt hatten. Ihre Eroberungen sind unbedeutend im Vergleich mit den Eroberungen, welche die Römer machten, und nur ihre Colonien verdienen unsere Aufmerksamkeit, da sie nicht, wie die römischen, nur militärische Besatzungen zur Sicherung der Herrschaft in den eroberten Ländern, sondern auch Niederlassungen zur Verbreitung des Handels und zur Beförderung der Civilisation waren.

Aus diesem allen ergibt sich eine neue Bemerkung in Hinsicht auf das Eigenthümliche der Herrschaft beider Nationen. Die Herrschaft der Römer, meine ich, war mehr politisch, die Herrschaft der Griechen mehr geistig. Alle cultivirten Völker der damaligen Welt beugten sich vor dem römischen Adler. Von dem westlichen Lusitanien bis über den Euphrat, und von den Sandwüsten Lybiens bis zu dem wilden Caledonien, an der Gränze von Schottland, verbreitete sich die Herrschaft der Römer; und so wie es vor ihnen keinen Staat gab, der dem ihrigen an Umfang, Glanz und Dauer gleich kam; so ist auch nach Roms Untergang, wenigstens in dem cultivirten Europa, kein Staat entstanden, der eine so glänzende und lang dauernde Herrschaft in politischer Hinsicht gehabt hätte, als der römische besaß.

Ganz anders aber ist es, wenn von geistiger Herrschaft die Rede ist, oder von demjenigen Einfluß, den ein Volk durch

seine Cultur, durch seine Künste und Wissenschaften auf andere Völker behauptet. In dieser Hinsicht ist Griechenland Rom eben so weit überlegen, als es in jener Hinsicht von Rom übertroffen wurde. „Die Griechen,“ sagt ein gelehrter Kenner des Alterthums, „sind nicht bloß diejenige Nation, von welcher Aufklärung über alle Theile der Erde in allen nachfolgenden Jahrhunderten ausgegangen ist, sondern sie sind auch die einzige, die alles nur sich selbst, und keinem andern gelehrten Volke etwas zu verdanken hatte *).“

Liegt auch in dem Ausdruck hier etwas Übertriebenes, so ist die Behauptung selbst sehr wahr, daß die Griechen unter den Völkern des Alterthums das aufgeklärteste und gebildetste waren, daß sie Aufklärung und Bildung überall, wohin sie kamen, beförderten, daß sie als Besiegte die Lehrer ihrer Sieger wurden, und daß ihr hoher Schönheitsinn, und die herrlichen Werke ihres Genies noch jetzt bedeutenden Einfluß auf unsere eigene Bildung haben.

Um dieß meinen Lesern anschaulicher zu machen, wende ich mich jetzt zur Cultur beyder Nationen, so daß ich hier das Eigenthümliche derselben, wie vorher bey ihrer Geschichte, bemerkbar zu machen suche.

2. Parallele zwischen der Cultur der Griechen und Römer.

Die erste Bemerkung, die mir hier entgegen kommt, ist diese: die Römer waren nie so ungebildet, als die Griechen in der ersten Periode ihrer politischen Existenz; dagegen haben sich jene auch nie zu dem hohen Grade von Bildung emporgeschwungen, den letztere erstiegen. Sieht man auf den ältesten Zustand beyder Nationen, so verliert sich zwar die Beschreibung desselben hinter das Dunkel undeutlicher Mythen und fabelhafter Traditionen; aber selbst diese sprechen für diese Be-

*) Meiners Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom. 1. Thl.

hauptung. Denn wo findet man in den griechischen Mythen gleich anfangs eine solche Staatseinrichtung, dergleichen, nach den römischen Traditionen, schon Romulus seinen Römern gegeben hat? Oder wo findet man bey den Römern solche Nomadenzüge, dergleichen in der Geschichte der Pelasger und Hellenen erzählt werden? Sieht man ferner auf die Zeiten und Umstände, unter denen beyde Nationen zuerst in der Weltgeschichte erscheinen, so führt auch dieses auf obige Behauptung zurück. Die ersten Einwohner Griechenlands traten ungefähr zweytausend Jahre vor Christi Geburt auf; zu einer Zeit, wo es, so weit unsere Nachrichten reichen, noch keinen cultivirten Staat in Europa gab.

Alles, was man von den frühesten Griechen weiß, geht darauf zurück, daß sie als Trogloditen, oder als Wilde, im rohesten Naturzustande lebten. Erst um die Zeit der Argonauten (um 1250 vor Chr. Geb.) und des Zuges der sieben verblindeten Fürsten gegen Theben (um 1325 vor Chr. Geb.) fingen sie allmählig an, sich zu entwildern. Um die Zeit des trojanischen Krieges wird man schon einige Civilisation bey ihnen gewahr, aber den Anfang ihrer großen geistigen Cultur kann man nur erst in die Zeiten der Ruhe setzen, die auf den stürmischen Einfall der Herakliden in den Peloponnes (um 1180 vor Chr. Geb.) erfolgte.

Ganz anders verhielt es sich mit den Römern. Diese traten erst um das Jahr 754 vor Chr. Geb. auf, zu einer Zeit, wo schon einige Cultur in Europa verbreitet war, in einem Lande, wohin schon die Griechen, Etrusker und Trojaner aus ihren heimischen Wohnsitzen Civilisation gebracht hatten, als eine Colonie von Albalonga, das schon 382 Jahre vor Roms Erbauung gestanden hatte. Man mag also auch noch so sehr an der historischen Wahrheit ihrer frühern Geschichte zweifeln, so führen doch alle diese Data zu der Überzeugung, daß die Griechen in der ersten Periode ihrer politischen Existenz ungebildeter waren, als die Römer bey ihrem ersten Erscheinen auf dem Schauplatz der Weltgeschichte. Gleichwohl haben diese nie

den Grad von Bildung erreicht, auf den sich diese durch eigene Kraft empor schwingen. Denn so hoch man auch die spätere Cultur der Römer anschlagen mag, so fehlte ihnen doch, was die Griechen in reichem Maße besaßen, wahre Originalität und inniges Gefühl für alles Schöne und Erhabene.

Um dieses zu erweisen, gehe ich zu einer zweyten Bemerkung, die sich mir in Rücksicht der Cultur beyder Nationen darbietet. Die Griechen, sage ich, waren Originale, die Römer nur Nachahmer; jene besaßen echten Kunstsin, den diese größten Theils nur erbeugelten. Sonst glaubte man zwar, daß die Griechen nicht sich, sondern andern Völkern ihre große Cultur verdankten, oder daß Fremdlinge aus Asien und Afrika, die sich in Griechenland niederließen, den ursprünglichen Bewohnern desselben jene wahre, geistige Cultur, die wir an den Hellenen bewundern, mitgetheilt hätten. Allein in neuern Zeiten haben schon mehrere Gelehrte diesen Glauben als einen irrigen Wahn mit triftigen Gründen bestritten. Jene Fremdlinge kamen theils aus Ländern, die nur erst geringe Cultur besaßen, theils waren sie selbst, ehe sie zu festen Wohnsitzen gelangten, durch wilde Länder und Meere so lange umher geirrt, daß ein großer Theil derjenigen Cultur, die sie in ihrer Heimath empfangen haben mochten, auf diesen langen Irrfahrten verloren gehen mußte. Verdankt ihnen Griechenland etwas, so sind dieß vielleicht nur die ersten Kenntnisse von Staatseinrichtungen, von religiösen Ideen und Gebräuchen, von den mechanischen Künsten des häuslichen Lebens oder schnellere Fortschritte in diesem allen; aber gewiß nicht den schönen Kunstsin, den man bey den Gebildetsten unter den Hellenen, bey den Atheniensern, gewahr wird, gewiß nicht die echte, freye Geistesbildung, die aus allen Denkmälern, die wir von ihnen besitzen, hervor strahlt. Beydes war das ursprüngliche Eigenthum der Griechen, das sie niemand andern, als sich selbst verdankten. Und gesetzt auch, daß selbst in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften die Griechen sehr vieles fremden Colonisten zu verdanken hätten: so thut dieses doch ihrer Originalität kei-

nen Abbruch, da sie, wie schon Heeren bemerkt *), im vollen Maße die Kunst besaßen, auch das, was sie von Fremden annahmen, zu ihrem Eigenthum umzustampeln, und es dadurch so gut, wie zu ihrer eigenen Erfindung zu machen.

So wenig man aber den Griechen Originalität absprechen kann, so wenig kann man ihnen auch den Vorwurf einer einseitigen Bildung machen. Zwar haben die Griechen in den Zeiten ihres größten politischen Gloriums bis zur macedonischen Herrschaft das Gebieth der schönen Künste mehr als das Feld der positiven Wissenschaften bearbeitet; aber sie haben auch diese nicht vernachlässigt, und vorzüglich nach Alexanders Tode die Mathematik, Physik, Medicin, Astronomie, Geographie und Grammatik mit vielem Glück und Eifer betrieben. Und welches Volk der alten Welt wäre es wohl, das in einem so hohen Grade alle Künste und Wissenschaften umfaßt, und in denselben so bedeutende Fortschritte gemacht hätte, als die Griechen? Oder welche Disciplin wäre es, die die Griechen verabsäumt hätten? Fragt man nach den berühmtesten Dichtern, Malern und Bildhauern? Die Griechen können sie aufweisen. — Ist die Rede von vorzüglichen Staatsmännern, Rednern, Historiographen und Philosophen? Griechenland nennt uns seinen Perikles, Demosthenes, Herodot, Thucydides, und die große Menge von Philosophen, die aus der sokratischen Schule hervor gingen. — Sollen die ältesten und berühmtesten Mathematiker, Physiker, Mediciner, Astronomen, Geographen und Grammatiker genannt werden? Die Griechen sind es, die auch hier die Bahn gebrochen, oder die schon gefundene mit rühmlichem Eifer verfolgt haben; und gern verweist man bey den Nahmen eines Euklides, Aristoteles, Hippokrates, Eratosthenes, Strabo, Empedokles, und vieler anderen in gleicher Rücksicht bekannten Männer.

Ganz anders ist es dagegen bey den Römern. Ihre Cul-

*) Heeren, Handbuch der Geschichte der Staaten des Alterthums.

tur war nur ein Widerschein der griechischen, war einseitig, mehr auf die Wissenschaften als auf die Künste gerichtet, und artete zuletzt in blinde Nachahmungssucht aus. Anfangs waren sie für alle Künste und Wissenschaften unempfindlich. Ihre Bestrebungen waren nur auf die Vergrößerung ihrer Macht gerichtet. Was unmittelbar darauf hinführte, wie Krieg, Ackerbau und Politik, stand bey ihnen in Ansehen; was aber nur mittelbaren Vortheil versprach, oder wovon sich bey dem ersten Anblick kein merklicher Vortheil zeigte (wie dieß bey den Künsten und Wissenschaften der Fall ist), wurde von ihnen verachtet oder geringschäßig behandelt. Daher widersezte sich der ältere Cato der Aufnahme der griechischen Philosophen in Rom; daher fand es noch Cicero für nöthig, sich wegen seines Studiums der Philosophie zu entschuldigen; ja aus dieser Richtung ihres Geistes auf das bloß Praktische läßt es sich vielleicht auch erklären, warum selbst nachher, als die griechische Philosophie Eingang bey ihnen gefunden hatte, mehr der praktische als der speculative Theil derselben von ihnen bearbeitet wurde. Vieles änderte sich freylich, als die Römer durch ihre Kriege in entfernten Ländern mit den Reichtümern und Sitten, mit den Künsten und Wissenschaften fremder Völker bekannt wurden. Von nun an schmeichelte es ihrem Stolge, sich die Kenntnisse eigen zu machen, die sie bey den von ihnen besiegten Völkern fanden, und von denen sie sich Unterhaltung und Vergnügen versprachen. Jetzt mußten ganze Scharen gelehrter Griechen nach Rom wandern, um daselbst Unterricht in den Künsten und Wissenschaften zu erteilen. Von griechischen Slaven wurde der Knabe geleitet, der Jüngling von griechischen Lehrern unterwiesen, und der werdende Mann reiste nach Griechenland, um sich hier in dem Mutterlande des Geschmacks völlig auszubilden. Es konnte nicht fehlen, daß dieses Streben nach Bildung gute Wirkungen hervor brachte; und wirklich sieht man, daß die Römer seit der Eroberung Korinths bis zu den Zeiten der ersten Kaiser beträchtliche Fortschritte in den Wissenschaften, in der Beredsamkeit, Poesie, Historio-

graphie, Politik und Rechtsgelehrsamkeit machten — Fortschritte, die ihnen einen hohen Rang unter den aufgeklärtesten Völkern des Alterthums zusichern mußten.

Allein eben so wenig konnte es fehlen, daß nicht dasselbe Streben nach Bildung durch die Art, wie es die Römer verfolgten, seine nachtheiligen Wirkungen hatte. Die Originalität der Römer ging verloren, da sie sich nur nach fremden Mustern bildeten, und ihre Cultur blieb einseitig, da sie ganz auf die griechische gepfropft war. Große und viel umfassende Köpfe gab es unter den Römern, aber wenige schöpferische und selbsterfindende Genies; und kaum kann man ihnen mit Meierotto die Fähigkeit zugestehen, „mit der äußersten Schnelle sich das ganz eigen zu machen, und darin Meister zu werden, worauf ihre Wahl einmahl gefallen war*)." Denn bey aller Politur, die sie sich gaben, verrathen ihre Werke doch immer zu deutliche Spuren von der Mühe, mit der sie sich bildeten, und können den Mangel an Originalität nicht verläugnen. Besonders auffallend aber ist es, daß man so wenig wahren Kunstsinne bey den Römern erblickte. Zwar scheint es, als ob sie viele Theilnahme an den Künsten gezeigt hätten, seitdem nach Eroberung von Syrakus (212 vor Christi Geburt) die ersten Kunstwerke nach Rom gebracht worden waren. Denn von nun an — und noch mehr seit der Zerstörung Korinths 146 vor Christi Geb. — ließen sie das Beste, was jede Provinz erzeugte, nach Rom bringen, und raubten aus den meisten Städten Griechenlands und Kleasiens die herrlichsten Kunstwerke, die sie fanden. Aber weit entfernt, daß sie wahrer Kunstsinne hierbey belebte, war es nur Prahlerey, was sie hierzu vermochte. Ohne Sinn für die Künste zu besitzen, wollten sie doch für Liebhaber und Beschäuer derselben gelten, und als Herrn der Welt wollten sie alles zusammen besitzen, worauf andere Völker einen bedeutenden Werth leg-

*) Meierotto, über Sitten und Lebensart der Römer in verschiedenen Zeiten der Republik.

ten. Den eigenen selbstthätigen Fleiß in den Künsten vernachlässigten sie fast gänzlich; nie haben sie einen großen Künstler erzogen, der nicht in Griechenland seine Bildung erhalten hätte; nie haben sie etwas Eigenthümliches in den Künsten geleistet.

Eine dritte Bemerkung, die sich an die vorige anreihet, bezieht sich auf das Mißverhältniß des politischen Flor zur geistigen Cultur — ein Mißverhältniß, das man nicht in Griechenland, wohl aber in Rom findet. — Die schönste Zeit der griechischen Cultur fällt in die Periode von dem Einfall der Perser bis zur macedonischen Herrschaft — in diejenige Periode, in welcher die Griechen im Vollgenuß ihrer Kräfte, belebt von wahrem Patriotismus, gestärkt durch echte Energie des Geistes, die glorreichsten Thaten verrichtet, die wichtigsten Kriege geführt und den höchsten politischen Flor erreicht haben. In dieser Periode blühten neben den angesehensten Feldherrn die größten Künstler und Dichter, neben den berühmtesten Malern die gepriesensten Philosophen und Redner. Zur Zeit der Schlacht bey Salamis (480 vor Chr. Geb.) war Pindar vierzig Jahre alt, und „auf Salamis war es,“ wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, „wo es damals der tragischen Muse, alle ihre drey Lieblinge in einer vorbildenden Gradation zu versammeln, beliebte. Der kühne Aeschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel geboren*).

Raum war darauf Griechenland durch den Themistokles, Aristides, Cimon, von den Persern gänzlich befreit worden, so trat der Vater der griechischen Geschichte, Herodot, auf, und las bey der Feyer der olympischen Spiele seine Geschichtsbücher vor, die es schon wegen der ihnen eigenen Anmuth des Vortrags verdienten, den Musen, deren Namen sie an sich tragen, geweiht zu werden.

*) Lessings Laokoön.

Der Beyfall, der ihnen gezollt wurde, erweckte den Nach-
eifer des Thucydides (geb. 470 vor Chr. Geb.), des ersten
Pragmatikers unter den griechischen Geschichtschreibern, der
die Begebenheiten seiner Zeit, den peloponnesischen Krieg, mit
Kraft und Würde darstellte. Um eben diese Zeit blühte neben
dem Perikles, dem gebildetsten Staatsmann der Athenienser,
der Philosoph Anaxagoras, und der große Künstler Phidias;
und noch während des peloponnesischen Krieges schrieb Aristopha-
nes, — der von den Alten als ein Liebling der Grazien und
von uns als ein Sittenmahler seiner Zeit betrachtet wird —
den größten Theil seiner Lustspiele. Nicht lange nachher zogen
die Griechen dem jüngern Cyrus zu Hülfe, und während sie
Eunoxa siegten, leerte Sokrates den Giftbecher zu Athen
(400 vor Chr. Geb.), und als sie dann unter dem Agesilaus
den persischen Thron wankend machten, blühte Plato, der die
Sprache der Musen redete, und Xenophon, der als Philo-
soph, Geschichtschreiber und Feldherr berühmt ist. Ja noch um
die Zeit der macedonischen Herrschaft lebte ein Aristoteles, De-
mosthenes und Menander, von denen sich der Erste um alle
Zweige der Philosophie, der Zweyte um die Würde der Be-
redsamkeit, und der Dritte um die feinere Ausbildung des
Lustspiels unsterbliche Verdienste erwarb. So gingen also die
Künste und Wissenschaften mit dem politischen Flor der Grie-
chen im schwesterlichen Bunde vereinigt, und jene sanken erst,
als dieser vernichtet war. —

Aber anders war es bey den Römern. Mit dem Aufblü-
hen ihrer geistigen Cultur standen sie an der höchsten Stufe
ihres politischen Flors, und mit dem Anfange des goldenen
Zeitalters ihrer Literatur war es um ihre republicanische Frey-
heit geschehen, und das Innere ihres Staates zerrüttet, so
herrlich auch das Äußere desselben noch prangte. „Da Rom,“
sagt Schiller, „noch Scipionen und Fabier zeugte, fehlten
ihm die Weisen, die der Tugend das Ziel gezeigt hätten; als
seine Weisen blühten, hatte der Despotismus seine Opfer ge-“

würgt, und die Wohlthat ihrer Erscheinung war an dem ent-
 nerzten Jahrhundert verloren *)."

Aber woher diese doppelte Erscheinung? Wie kam es, daß
 bey den Griechen die schönste Blüthe der Aufklärung mit dem
 politischen Flor verbunden und dagegen bey den Römern be-
 des getrennt war? — Die Beantwortung dieser Fragen führt
 uns auf das zurück, was wir schon oben gesagt haben. Die
 Cultur der Griechen war auf die Bedürfnisse ihres Geistes
 gebaut, die Cultur der Römer hingegen gründete sich auf Lu-
 xus. Feyerliche National-Feste und gemeinschaftliche Unterneh-
 mungen brachten frühzeitig die verschiedenen griechischen Stäm-
 me an einander; daher ein Drängen und Reiben der Einzelnen,
 von denen keiner hinter dem andern zurück bleiben wollte. Aber
 ein vorzüglich thätiger und lebhafter Geist, empfänglich für
 alles Schöne und Erhabene, gab den Atheniensern den Vor-
 zug. Mit offenen Armen nahmen sie die Künste auf, die von
 der jonischen Küste zu ihnen herüber wanderten, und die gro-
 ßen Begebenheiten, die bald darauf in dem persischen Kriege
 erfolgten, machten Seelenkräfte in ihnen rege. Jener edle
 Stolz, der zu großen Thaten ruft, wurde geweckt; ein Za-
 lent belebte das andere, und mit eben dem Muthe, mit dem
 sie in dem persischen und den darauf folgenden Kriegen foch-
 ten, suchten sie auch das ganze Gebieth der Künste und Wis-
 senschaften zu umfassen. Je größer aber die Schritte waren,
 die sie zur Annäherung an dieses Ziel thaten, desto mehr ver-
 größerte sich in ihnen das Vertrauen auf ihre Kraft, ihre Liebe
 zum Schönen, und die lebhafteste Anstrengung, dasselbe wirk-
 lich zu erreichen. Diese Anstrengung bewahrte sie vor Erschlaf-
 fung, und ihr Studium der Künste mußte eben so wohlthätig
 auf die Kräfte des Staates zurück wirken, wie es durch diese
 angeregt worden war. War es also ein Wunder, daß sich bey
 ihnen wahre Aufklärung mit dem politischen Flor paarte?

Wie ganz anders erschienen uns dagegen die Römer!
 Während sie lange Jahrhunderte hindurch nur auf Eroberun-

*) Schillers kleinere prosaische Schriften I. Thl.

gen und Vergrößerungen ihrer Macht bedacht waren, verhauchten sie allmählig die ursprüngliche Energie ihres Geistes; und als sie nach vielen Kriegen die Früchte des Sieges zu genießen anfangen, war die Kraft ihres Busens in eben dem Maße erkaltet, in welchem ihre Sinnlichkeit aufgeregter war. Jetzt sehnten sie sich nach Ruhe, die ihnen der Despotismus gewährte, und nichts reizte sie mehr, als was ihrer Sinnlichkeit schmeichelte. Üppige Pracht und unterhaltende Vergnügungen wurden nun der Zielpunct ihres Strebens, und beydes hofften sie durch die Künste und Wissenschaften zu erhalten. Aus Ehrgeiz wollten sie nicht unwissender und fühlloser erscheinen, als die von ihnen bezwungenen Völker, und da sie ungeheure Reichthümer aus allen Gegenden nach Rom zusammen gebracht hatten, so besaßen sie Geld und Macht genug, um Künstler aller Art an sich zu ziehen und ansehnlich zu besolden. Unter solchen Umständen konnten aber die Künste und Wissenschaften die Kräfte der Nation nicht stärken und beleben. Als Werkzeuge des Luxus und als Befriedigungsmittel der Sinnlichkeit geehrt, nicht aber aus uneigennützigem Interesse geliebt, mußten sie selbst zur Erschlaffung der Nation immer mehr beytragen, so daß, je höher sie stiegen, desto mehr die innere Kraft des Staates abnahm.

3. Parallele zwischen dem Charakter der Griechen und Römer.

Ich komme jetzt, meinem Plane gemäß, zur Schilderung des Charakters beyder Nationen. Es versteht sich aber von selbst, daß hier von keiner umständlichen Schilderung aller einzelnen Charakterzüge der Griechen und Römer nach den verschiedenen Zeiten und Umständen ihrer Geschichte die Rede seyn kann. Eine solche Schilderung würde mehr Raum und größere Vorbereitung erfordern, als mir hier vergönnt ist. Alles, was ich hier thun kann, besteht nur darin, die auffallenden Eigenthümlichkeiten in der Denk- und Handlungsweise der Griechen und Römer darzustellen, den Total-Eindruck zu schildern, den

sie auf uns machen, oder das näher zu bestimmen, was man gewöhnlich unter dem National-Charakter beyder Völker versteht. Denn so wie oft von einem römischen oder griechischen Profil geredet wird, so redet man eben so häufig auch von einem römischen oder griechischen Charakter, und versteht bey jenem das Eigenthümliche in der Denk- und Handlungsweise der Römer, wie sie seit den Zeiten der Republik bis zum Augustus waren — und bey diesen nicht die Eigenthümlichkeiten in der Denk- und Handlungsweise aller Griechen, sondern vornehmlich der Athener zur Zeit ihres politischen Glor. — Dieß voraus gesetzt, wollen wir nun ein kurzes Gemählde von den Verschiedenheiten des griechischen und römischen Charakters entwerfen, und dann auf einige Ähnlichkeiten hindeuten, die beyde gemein haben.

Lebhaftigkeit, Thätigkeit, ein edler freyer Sinn, und leichte Reizbarkeit für Alles, was ihnen begegnet, machen die Grundzüge in dem Charakter der Griechen, oder besser der Athener aus. Ihre Reizbarkeit machte sie für alles Neue empfänglich, ihr edler freyer Sinn zog sie zu den Künsten und Wissenschaften, zu Enthusiasten entflammte sie ihre Thätigkeit, und ihre Lebhaftigkeit leitete sie mit jedem Augenblicke von dem ab, was ihnen in dem vorigen gefiel, und machte sie zu den Unbeständigsten und Leichtsinngigsten von allen. Galt es den Ruhm des Vaterlandes, so war kein Volk eifriger als sie, diesen Ruhm zu befördern. Griechenland sollte dann frey von jeder fremden Herrschaft, und Athen der mächtigste, angesehenste und blühendste Staat in Griechenland seyn. Dann waren sie im Unglück standhaft und unüberwindlich, stolz und übermüthig im Glücke. Aber nie konnten sie ruhen, noch weniger sich selbst regieren. Sie gaben sich dem Ersten Besten hin, der sich an ihre Spitze stellte, und folgten ihm so lange, bis ein Anderer durch die Kühnheit seiner Vorschläge, oder durch das Neue seiner Beredsamkeit den Ersten verdrängte. Darum folgten sie eben so gut dem einsichtsvollen Perikles als dem Gerber Kleon; darum wurden so viele ausgelassene Demagogen unter ihnen mit Beyfall gehört; und darum sagt

auch Polybius: „Der atheniensische Staat hat zwar oft in Ansehen gestanden, aber eben so oft auch, wegen der Unbeständigkeit des Charakters der Athenienser, Veränderungen erfahren.“

Er glich einem Schiffe, dem der Steuermann fehlt, wo das Schiffsvolk sich wohl in den Zeiten der Gefahr unter einem Anführer vereinigt, und alles thut, was ihm obliegt, aber dann wieder sich gegen diesen Anführer empört, und alles in die größte Verwirrung setzt. — Waren es die Künste und Wissenschaften, wofür sie sich interessirten, so zeigte kein Volk größere Lust an mannigfaltiger Ergehung des Geistes und der Empfindung. Alles Große und Edle wirkte mit unglaublicher Schnelligkeit auf sie; sie fühlten, bewunderten, und strömten sogleich auch jenes Gefühl und diese Bewunderung in Worten und Thaten aus. Ihr edler freyer Sinn, im Bunde mit einer schaffenden Einbildungskraft, gab ihnen die Ideale ein, die ihre Künstler und Weisen zu erreichen strebten. Aber eben so leicht konnten sie sich auch für Alles interessiren, was den Sinnen schmeichelt; und wie sie anfangs die Freyheit liebten, konnten sie in der Folge auch die Unterdrückung ertragen. Ihre Lebhaftigkeit und Unbeständigkeit führte sie mit jedem Augenblicke zu den entgegen gesetztesten Extremen; daher Aberglaube und Freygeisterey im gleichen Maße bey ihnen herrschten. Bey nichts konnten sie lange ausdauern, und von den ernstesten Beschäftigungen konnten sie durch eine Posse abgerufen werden. Abwechselnd waren sie Enthusiasten für das Gute wie für das Böse, waren bald mitleidig und theilnehmend, bald wieder hartherzig und unempfindlich; bald nachgebend und versöhnlich, bald wieder jähzornig und rachgierig; bald gütig und gerecht, bald wieder ungerecht und grausam. Und will man das ganze Volk in einem Bilde zusammen gedrängt sehen, so betrachte man den Charakter des Alcibiades, der mir wenigstens den Charakter des größten Theils der Athenienser zu repräsentiren scheint.

Von ersterer Art waren die Spartaner, die uns als ein stolzes, hartes und arglistiges Volk geschildert werden, das

seine Ehre in der Tapferkeit und Standhaftigkeit suchte, wozu es durch Lykurgs Einrichtungen gebildet werden sollte. Die gymnastischen Spiele wurden von ihnen am eifrigsten betrieben, und als Sache des Staats behandelt. Dagegen verabsäumten sie die feineren Humanitätsgugenden, besonders gegen Fremde. Künste und Wissenschaften wurden von ihnen nicht cultivirt, und selbst ihre Tapferkeit kann man so hoch nicht anschlagen, wenn man auf ihre Thaten sieht, oder hört, daß sie einen Sieg durch List höher schätzten, als den, der die Frucht der Tapferkeit und überlegenen Stärke ist. Unter allen Griechen glichen sie vielleicht am meisten nächst den Aetoliern den Römern; und vielleicht fehlte es ihnen theils an der Verbindung glücklicher Umstände, die sich zur Erhebung Roms vereinigten, theils an dem kühnen Ungestüm, der männlichen Entschlossenheit der Römer, um diesen gleich zu kommen.

In einer umständlichen Charakteristik der Griechen müßte nun auch ein Gemälde der Denk- und Handlungsweise der übrigen griechischen Völkerschaften folgen, wie z. B. der Thes-salier, Böotier, der Völkerschaften im Peloponnes und in dem übrigen Hellas, ferner der verschiedenen griechischen Colonien, und vorzüglich der Jonier, Aolier und Dorier, die an der westlichen Küste Kleinasien wohnten, und von denen sich besonders die Erstern durch Handel, Reichthum und frühzeitige Cultur (wodurch sie wohlthätig auf die Bildung des Mutterlandes zurück wirkten) eben so sehr, als durch üppige Weichlichkeit der Sitten auszeichneten. — Allein ich müßte fürchten, die engen Gränzen eines Aufsatzes zu überschreiten, wenn ich Alles, was Gutes und Böses, Wichtiges und Unwichtiges von diesen griechischen Völkerschaften gesagt wird, hier zusammen drängen wollte. Ich gehe daher, meinem schon oben angedeuteten Plane zu Folge, sogleich zur Charakteristik der Römer über.

Will man fern von aller Parteylichkeit über die Römer urtheilen, so darf man sich's nicht verhehlen, daß in dem Charakter dieser Nation manches Gute neben vielem Bösen befind-

lich war. Gewöhnlich sagt man zwar, daß kühner Muth, Begierde nach Ruhm und National-Stolz, Ausdauer bey jeder Unternehmung, Standhaftigkeit im Unglück und Anhänglichkeit an die Geseze des Vaterlandes, Furcht vor den Göttern, und Gewissenhaftigkeit im Halten der Eidschwüre das Wesen ihres Charakters ausmachen.

Wir wollen dieß zugeben; denn viele Beyspiele, die man zur Bestätigung von diesem allen anführen kann, sprechen dafür. Allein eben so wenig darf man es verbergen, daß Geiz, Habsucht, Ungerechtigkeit und Herrschsucht, wenigstens in spätern Zeiten, neben jenen besseren Eigenschaften in demselben Charakter sich zeigten. Bey der Richtung ihres Geistes auf Krieg und Eroberung waren alle selbstischen Neigungen in ihnen aufgeregt, und kaum glaubten sie für das Vaterland genug gethan zu haben, als sie ihrer Sinnlichkeit zu leben angingen. Unter dem Nahmen des Patriotismus verübten sie die ungerechtesten Handlungen, raubten und plünderten alles, worauf sie stießen. Ihre sonst gepriesene Moralität, und ihre eben so oft erhobene Simplicität im häuslichen und öffentlichen Leben, gründete sich bloß auf ihre anfängliche Unbekanntschaft mit den Lastern; denn sobald sie diese kennen lernten, hörten jene auf. Das Gute in ihnen war mit der Größe des Heroismus verbräunt, aber selten durch das Schöne der Humanität veredelt. Die Tugend der Entschlossenheit, Selbstverläugnung, freywilligen Aufopferung für das Vaterland, strengen Gehorsams gegen die Geseze des Staates, Beharrlichkeit, Rastlosigkeit und Festigkeit in der Ausführung einmahl gefaßter Entschlüsse finden sich bey ihnen in den blühendsten Zeiten ihrer Republik; während zu eben dieser Zeit die Tugend der Menschenliebe, der stillen Häuslichkeit, der Theilnahme und Feinheit in dem Umgange mit Andern — kurz die Tugenden der Humanität nur selten unter ihnen angetroffen werden. Den heitern Frohsinn, der die Atheniensier belebte, findet man bey den Römern nicht. Sie erscheinen mehr finster und trübsinnig; und vielleicht hatte der häusliche Despotismus des Vaters über

Gattinn und Kinder, und die strenge Censur, die bey ihnen galt, keinen geringen Antheil daran. — Ihre Thätigkeit war sehr einseitig. Anfangs lernten sie nur im Senate den Staat durch Politik regieren, auf dem Forum ihre Stimme geben, auf dem Marsfelde politische Zusammenkünfte und kriegerische Übungen halten, und den Acker bebauen. Dann, als Künste und Wissenschaften bey ihnen in Aufnahme gekommen waren, gehörte es zum guten Ton, von griechischen Lehrmeistern unterwiesen zu werden, und Griechenland zu durchreisen. Indessen lagen Handel und Gewerbe bey ihnen darnieder; und so wie sie anfangs nach Raub ausgegangen waren, so lebten sie auch in der Folge vom Raube und Schweisse anderer Völker. Wildheit und roher Ungestüm bezeichneten die meisten ihrer Schritte, machten sie zu äußerst rachgierigen Menschen, und ließen sie an den Fechterspielen, die ihren Hang zum Blutvergießen verstärkten, so großes Vergnügen finden. Ja bey aller Cultur, die sie sich in spätern Zeiten zu geben wußten, behielten sie die Wildheit der frühern Jahre bey, und so schien es, als ob der Geist des Romulus sich auf alle folgende Generationen vererbt hätte.

Wir haben bis jetzt in den Gemälden, die wir eben entworfen haben, die Verschiedenheiten anschaulich zu machen gesucht, die zwischen dem griechischen (oder atheniensischen) und dem römischen Charakter Statt finden. Aber so verschieden beyde erscheinen, so gibt es doch auch einige Züge, in denen sie sich gleichen, und die wir jetzt, am Schlusse dieses Aufsatzes, kürzlich bemerken wollen.

„Beyde Völker, die Griechen und Römer, waren oft undankbar gegen ihre edelsten Bürger.“ In Griechenland mußte Miltiades, der Sieger bey Marathon, im Gefängnisse sterben. Themistokles, der zur Vertreibung der Perser, zur Befestigung Athens und überhaupt zum Flor dieses Staates, als einer Seemacht, das Meiste beygetragen hatte, wurde zur Belohnung seines patriotischen Eifers verbannt, überall verfolgt und zuletzt genöthigt, den Rest seiner Tage bey den Persern, sonst seinen

erklärtesten Feinden, zu beschließen. Aristides, als Mensch und als Feldherr gleich berühmt, wurde durch den Ostracismus vertrieben. Sokrates, der Lehrer der Weisheit und Tugend, mußte den Giftbecher leeren. Perikles, ein Staatsmann, wie es deren wenige gab, verlor auf einige Zeit das Commando, und Phocion, dessen Tugend unter den Lastern seiner verderbten Zeitgenossen, gleich einem hell glänzenden Gestirn, durch das zerrissene Gewölk hindurch strahlt, wurde auf öffentlichen Befehl hingerichtet. Eben so erfuhr auch Camillus in Rom den Undank seiner Mitbürger. Er hatte Veji und Galerii erobert, und wurde verbannt. Früher als er, war Cäsio Quinctius, ein trefflicher Jüngling voll Kraft und Feuer, der einst eine Stütze des römischen Staates zu werden schien, gezwungen worden, sein Vaterland zu verlassen, weil er sich dem terentillischen Vorschlage widersetzte, und sein großer Vater, Quinctius Cincinnatus, mußte bey dieser Gelegenheit fast sein ganzes Vermögen aufopfern. Scipio Africanus major, der Sieger bey Zama, ein edler Mann, dergleichen Rom nur wenige hatte, wurde von den Tribunen unbilliger Weise verklagt, mußte Rom verlassen, und seine übrigen Tage auf seinem Landgute zu Pinternum verleben. Die beyden Gracchen, Männer, die es mit dem Staate gut meinten, verloren wegen ihres demokratischen Eifers das Leben; und Cicero, der die Republik lebhaft vertheidigte, als Redner, Staatsmann und Gelehrter der Nachwelt noch merkwürdig bleibt, wurde durch den undankbaren Popilius, dem er einst durch seine Beredsamkeit das Leben erhalten hatte, des seynigen beraubt.

Der nächste Grund dieser Erscheinung lag meines Bedünkens in der republikanischen Verfassung der Staaten des Alterthums. Zwar können in allen Staatsverfassungen Neid und Eifersucht ihr Unwesen treiben; aber nirgends leichter, als in republikanischen Staaten, können diese Leidenschaften politische Factionen, und diese Factionen den Undank des Staats gegen seine angesehensten Männer erzeugen. Denn bey den ungereimtesten Begriffen von Freyheit und Gleichheit entstehen oft Spal-

tungen zwischen den Vornehmen und Geringern; jeder sieht den Vorzug des Andern als einen Vorwurf seiner Niedrigkeit an, und dem gemeinen Wesen große Dienste geleistet haben, ist oft schon genug, um einen Mann verdächtig zu machen. Ist vollends das Volk, wie in Griechenland und Rom, im Besiz der höchsten Gewalt — das Volk, das sich selbst nie zu regieren versteht, sich Jedem preis gibt, der es an sich lockt, und dennoch eifersüchtig auf die Behauptung seiner Rechte ist, — so kann leicht der verdienstvollste Mann seinen Untergang finden. Hierzu kommt aber auch noch folgender Umstand, der vorzüglich den alten Staaten Roms und Griechenlands zur Last fällt. In Friedenszeiten hat der gemeine Bürger wenig zu thun. Alle Handwerke und mechanischen Künste des häuslichen Lebens wurden meistens nur von den Sklaven betrieben; gymnastische Übungen, Genuß der Vergnügungen, und das Umhertreiben auf den Marktplätzen, beschränkte den kleinen Kreis der Beschäftigungen der Bürger. Sollte man also wohl Unrecht haben, wenn man behauptet, daß der Mangel an hinlänglichen Beschäftigungen ein Grund der Unruhen und Zwistigkeiten war, wodurch Rom und viele Staaten Griechenlands oft zerrüttet wurden, und deren nachtheilige Folgen die angesehensten Männer immer zuerst treffen mußten?

Endlich können wir nicht umhin, die Bemerkung zu machen, daß es beyden, den Griechen und Römern, an Weltbürgerfinn mangelte. Denn bey allen großen und glänzenden Thaten, die sie verrichteten, findet man doch keine Spuren von Kosmopolitismus. Unmäßiger National-Stolz, und vielleicht auch häuslicher Despotismus, unterdrückten das Aufkeimen desselben. Weiber und Kinder wurden fast als Sklaven gehalten, und die Erziehung hatte nicht sowohl den Zweck, den Menschen zum Menschen zu bilden, als vielmehr einen ausschließenden Patriotismus in ihm zu erwecken, der auf Verachtung anderer Nationen hinführte. Das Ziel, wornach ihr Eudendeifer strebte, war im Ganzen nur Patriotismus; ihre Tugenden bezogen sich fast insgesammt auf den Staat, und nur ihre Mit-

bürger machten den Gegenstand ihrer Achtung und ihrer Unterstützung aus. Jene thätige Liebe, die das ganze Menschengeschlecht umfaßt, blieb dem großen Theile beyder Nationen fast immer unbekannt. Daher war auch den Griechen die ganze übrige Welt, außer Hellas, eine barbarische Wüste, und alle übrigen Völker, außer den Hellenen, wurden von ihnen Barbaren genannt, und als solche verachtet. Eben so wurde bey den Römern nur der römische Bürger geehrt. Fast die ganze Welt lag zu ihren Füßen; die Völker, die sie nicht bezwingen konnten, wurden als Barbaren, die sie bezwungen hatten, als gedemüthigte Sklaven angesehen, und beyde verachtet. Im Gefühl ihrer überlegenen Macht glaubten sie alles thun zu dürfen, und es fiel den Meisten von ihnen wohl nie ein, an die allgemeinen Menschenrechte zu denken, die in vielen unserer Staaten immer mehr anerkannt werden.

Parallele zwischen Livius und Tacitus.

Nach Thomas Hunter, von Koscubue.

Livius hatte es sich zur Pflicht gemacht, nichts Fremdartiges in die römische Geschichte aufzunehmen. Tacitus gefiel sich in Seitensprünge, unterbrach seine Erzählung oft durch Beschreibung fremder Länder und entfernter Handel. Wenn Livius Sitten und Gewohnheiten des Alterthums berührt, so geschieht es nicht, um seine Zeitgenossen herab zu würdigen, sondern um sie zu bessern; Tacitus hingegen, von übler Laune besessen, schüttet seine Galle über alles aus. Livius wollte der Nachwelt ein classisches, unterrichtendes Werk hinterlassen; Tacitus bloß eine Satyre auf sein Zeitalter machen. Sein Styl ist gedrängt und stechend, der des Livius voll und erhaben. Die Metaphern des Tacitus sind bloß witzige Einfälle, bisweilen sogar für Poesie zu stark; Livius macht keine Wasserfälle; sein Strom fließt majestätisch dahin. Tacitus stellt so viele Personen auf die Bühne, daß sie oft ihn selbst verwirren. Livius häuft die Personen nicht, man überschaut ein kla-

res Gemählde. Seine Personen sind kräftig aber hell, Tacitus mahlt nur schwarz. Livius schildert so lebhaft, daß man den Begebenheiten selbst beizuwohnen glaubt; Tacitus führt uns in ein Labyrinth; jeder seiner Charaktere fordert ein tiefes Studium, und ob man dennoch seinen Sinn errathen werde, das hängt einzig von dem persönlichen Charakter jedes Lesers ab; darum hat Tacitus so viele verschiedene Ausleger, als es Verschiedenheiten im menschlichen Herzen gibt. Im Livius hingegen ist die Bahn geebnet, man schreitet sicher nach dem Ziele, man begreift alles.

Die Reden, welche Livius anführt, tragen den Stempel der römischen Beredsamkeit in ihrem Flor. Beim Tacitus sind es Sophistereien oder pedantische Declamationen; sein Wißhaschen ermüdet, seine Kraftsprünge sind übel angebracht. Von Livius trennt man sich ungern, an Tacitus fesselt bloß eine Art von Ehrgeiz; man will ihn doch ganz gelesen haben.

Man glaube nicht, daß es dem Livius an Kunst gemangelt habe: er verstand die höchste Kunst, nämlich die, jede Kunst zu verbergen. Er stellt sich dar als ein schöner, wohlgewachsender, zierlich gekleideter Mann; Tacitus als ein Mannlein auf Stelzen, das sich beständig ziert, und stets bewundert seyn will. Es ist bewundernswürdig, daß er in der That so viele Bewunderer gefunden hat *).

Livius tadelt ungern, aber er thut es mit Würde, wo es seyn muß. Tacitus wirft stets mit beißendem Hohn, bisweilen mit bitteren Beleidigungen um sich. In seinem Herzen erblickt man nie weder Menschlichkeit noch Mitleid; er kennt keine Unglücklichen, er kennt nur Strafbare **).

*) Ich glaube kaum bemerken zu dürfen, daß Tacitus an manchen Stellen dieser Parallele zu hart und ungerecht beurtheilt wird.

**) Tacitus schrieb in bitteren Ausdrücken, weil er eine entartete Welt vor sich fand; Livius aber in gemäßigtem Tone, weil er eine, wenn auch fehlerhafte, doch energische und edle Menschheit zu schildern hatte.

Ubrigens soll diese Parallele den Tacitus nicht herab setzen; er bleibt immer ein Meister in der Geschichte, und ein großer Meister; allein er hat seine Manier; man mag ihn mit Michael Angelo vergleichen, den Livius mit Raphael. Wie Michael Angelo, gefällt sich Tacitus nur in grausamen, schrecklichen Scenen; Livius, gleich dem Raphael, stellt bloß edle Gegenstände mit Grazie dar. Die Meister- und Lieblingswerke des Michael Angelo sind: ein Leidender auf der Folter, ein Kranker in den letzten Zügen, indessen Raphael durch eine himmlische Jungfrau entzückt.

Im Livius ist eben so viel Moral enthalten, als im Tacitus; allein jener setzt denkende Leser voraus, welche die Folgen aus den erzählten Begebenheiten selbst abzuziehen wissen; dieser hingegen erschöpft die ganze Moral, und sie verschlingt bey ihm die Geschichte. Er glaubt seine Leser unfähig, sie selbst zu finden, verlangt aber doch, daß man alle seine moralischen Räthsel errathen soll.

Livius gleicht dem Germanicus; eben die Seelengröße, die Freymüthigkeit. Tacitus gleicht dem Tiber; eben die künstliche, undurchdringliche Hüncheley. Daher leihen auch beyde Schriftsteller den geschilderten Personen ihre eigenen Charaktere: die Helden des Livius sind Götter; die Götter des Tacitus sind Teufel.